

ELIZABETH AMBER

Die Nacht DES SATYRS

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Sabine Schilasky

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel *Raine* bei Kensington Books, New York.

Gerne empfehlen wir Ihnen weiteren spannenden
Lesestoff aus unserem Programm – schreiben Sie einfach eine E-Mail mit
dem Stichwort »Nacht des Satyrs« an: fantasy@droemer-knaur.de

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Deutsche Erstausgabe Mai 2010
Copyright © 2008 by Elizabeth Amber
Copyright © 2010 für die deutschsprachige Ausgabe
bei Knaur Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Published by Arrangement with Kensington Publishing Corp.,
New York, USA.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kathrin Stachora
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Corbis/Mango Productions
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50696-7

2 4 5 3 1

Prolog

Gut Satyr, Toskana, Italien
Im September 1823

*V*or einigen Monaten erreichte ein Pergament das Weingut Satyr auf der Erdenwelt, das eine verstörende Note von Anderweltn magie aufwies. Geschrieben hatte es König Feydon, und der Inhalt lautete:

Herren von Satyr, Söhne des Bacchus,

es sei Euch mitgeteilt, dass ich sterbe und nichts es zu ändern vermag. Da meine Zeit näher rückt, verfolgt mich die Last vergangener Indiskretionen. Ich muss von ihnen erzählen.

Vor neunzehn Sommern habe ich mit drei hochgeborenen Frauen der Erdlinge Töchter gezeugt. Ich säte meinen Samen, während diese Frauen schliefen. Keine von ihnen war sich meines nächtlichen Besuchs bewusst.

Meine drei erwachsenen Töchter sind jetzt in Gefahr und müssen vor den Mächten, die ihnen schaden können, beschützt

werden. Es ist mein letzter Wille, dass Ihr es als Eure Pflicht anerkennt, sie zu heiraten und unter Euren Schutz zu stellen. Ihr werdet sie in der gehobenen Gesellschaft von Rom, Venedig und Paris finden.

Das ist mein Wille.

Das nahende Ableben von König Feydon sowie die Kunde, dass seine drei halb Mensch-, halb Feentöchter in Gefahr schwebten, bewegte die drei wohlgestalteten Satyre, sich umgehend auf die Suche nach ihnen zu begeben. Jene Kräfte, welche die Tore zwischen der Erdenwelt und der Anderwelt stärkten, wurden empfindlich geschwächt, entfernten die Brüder sich vom Anwesen, weshalb geboten war, dass sie sich einzeln auf die Suche machten. Der älteste Bruder, Nick, hatte die Erste der Schwestern, Jane, bereits ausfindig gemacht und sich mit ihr vermählt.

Nun war es an dem zweiten Bruder, Raine, dem Wunsch des sterbenden Königs zu entsprechen. Indessen hatte Raine bereits eine desaströse Ehe hinter sich, und obgleich er sehr wohl bereit war, seine Pflicht zu erfüllen und abermals in den Ehestand zu treten, geschähe es mit dem festen Vorsatz, sein Herz nicht in eine solche Verbindung miteinzubeziehen.

1

Venedig, Italien Im September 1823

Jordan veränderte ihre Haltung auf dem Holzstuhl, auf dem sie in sorgfältig arrangierter Stellung posierte, so dass der Stoffüberwurf, der das schäbige Möbel bedeckte, zu Boden rutschte.

Das Kohlestück des Künstlers verharrte mitten in der Bewegung.

»Sia tranquillo!«, rief er barsch. »Ihr müsst stillsitzen!«

»Ihr habt gut reden!«, murmelte Jordan, die den Überwurf aufhob und versuchte, ihn wieder so wie vorher hinzudrapieren. »Ich sitze hier schon so lange in derselben Stellung, dass ich steif wie die Rute eines Matrosen bin.«

Der Künstler ballte seine kohleverschmierten Finger. »Taci! Silenzio, vulgäres Geschöpf! Niemand zwingt Euch, herzukommen und Euch auf solch schamlose Weise abbilden zu lassen.« Wieder schabte die Kohle über die Leinwand auf seiner Staffelei.

»Nein, gewiss nicht«, bemerkte Jordan verdrossen. »Ich genieße es über die Maßen, mich porträtieren zu lassen.«

Der Künstler warf ihr einen prüfenden Blick zu, als wollte er hinter ihre Maskierung schauen, weil ihm urplötzlich aufging, dass sie Gefühle haben könnte. Doch sogleich wischte er jedwede Sorge um sie mit einer Handbewegung fort.

»Was Ihr auch solltet«, entgegnete er, »denn es ist keine Selbstverständlichkeit, dass ich mich zu dieser Arbeit herablasse. Ich habe die vornehmsten Familien Venedigs porträtiert – die Töchter der Patricellis, die Söhne der Tucherros, ja, sogar die Nachkommen der Medici!«

»Wie eindrucksvoll!«

Er nickte und machte sich seufzend wieder an die Arbeit. »Um keinen Preis werde ich den Namen Vito Mondroli in den Schmutz ziehen, indem ich ihn unter die heutigen Arbeiten setze. Dessen versichere ich Euch.«

»Was Euch wohl niemand übelnähme«, pflichtete Jordan ihm bei. Allerdings schienen ihre Worte ungehört im Raum zu verhallen. Ein Künstler bei der Arbeit war nun einmal kein unterhaltsames Gegenüber. Gähnend linste Jordan durch die Öffnungen ihrer vergoldeten Bauta-Maske. Wie erschöpft sie sich fühlte!

Letzte Nacht hatte sie wieder den Traum gehabt. Wie immer war er in drei Abschnitte unterteilt gewesen; anders als die drei Akte eines Theaterstückes handelte es sich um einzelne Bilder, die in keinerlei Verbindung zueinander standen.

Als Erstes war das langohrige braune Kaninchen gekommen.

Als Zweites spritzten Blutstropfen auf ihren Schenkel.

Dann, als Drittes und Letztes, erschienen die Bänder, sieben an der Zahl, in allen Farben des Regenbogens. Sie

flatterten ihr aus einem Gewitterhimmel entgegen, lockten sie wie wilde verlängerte Finger. Sie näherten sich, um ihre Wangen seidig weich zu necken und zu streicheln. Hätte sie doch nur nach ihnen greifen können und die Bänder sie aus dem Unwetter in Sicherheit gebracht, dem Glück entgegen!

Derselbe Traum hatte sie in jeder Nacht der vergangenen Woche heimgesucht, so dass sie sich heute ungewöhnlich müde fühlte. Bald würde sie wissen, was die Bilder bedeuteten. Seit ihrem dreizehnten Lebensjahr hatte sie solche Träume, die ihr vage Andeutungen künftiger Ereignisse bescherten.

Inzwischen war später Nachmittag, und Jordan wünschte sich nichts sehnlicher, als dass sie nach Hause zurückkehren und in ihr Bett dürfte. Doch es standen ihr noch viele Stunden bevor.

Etwa ein Dutzend theatralisch vollführte Kohlestriche später rupfte Vito Mondroli das Leinwandviereck von seiner Staffelei und drehte es zu ihr.

»Aldann, was sagt Ihr?« Er klang, als würde ihn tatsächlich scheren, wie ihre Meinung zu seinem Werk lautete.

Jordan neigte ihren Kopf zur Seite und betrachtete die Zeichnung. »Ich denke, meine Mama wird es sich wahrscheinlich über den Kaminsims im großen Salon mit Blick auf den Campo hängen.«

Mondroli riss entsetzt die Augen auf.

»Ich scherzte«, beruhigte sie ihn, rollte die Schultern und streckte ihren Rücken. Dieser Mann besaß fürwahr keinen Humor!

Er drehte die Leinwand wieder zu sich und sah sie sich aufmerksam an. Dann schaute er misstrauisch zu ihr auf.

»Mich täuscht Ihr nicht«, sagte er und kratzte sich mit dem Finger über seinen Nasenrücken, wobei er dort einen schwarzen Schmierstreifen hinterließ. »Ihr mögt vorgeben, Euch nicht zu schämen, mit einem solchen Leib gestraft zu sein. Aber ich möchte wetten, dass Eure Wangen unter der Maske tief gerötet sind.«

Er hatte recht. Jordan *schämte* sich – jedoch nicht ihres Leibes, sondern vielmehr des Umstands, wie er zur Schau gestellt wurde.

Wenigstens erführe Mondroli nicht die Genugtuung, zu sehen, dass er sie getroffen hatte, tröstete sie sich. Er würde nie den Versuch wagen, das Gesicht unter der Maske zu sehen.

Bevor Signore Salerno sie in dem Theater allein ließ, hatte er dem Künstler in aller Deutlichkeit zu verstehen gegeben, dass es ihm nicht anstünde, die Identität seines Modells ergründen zu wollen oder sich sonstige Freiheiten mit ihrer Person herauszunehmen. Und die Furcht um ihren Lohn hatte bisher noch alle Künstler abgehalten, Jordan auch bloß zu berühren.

Sie rieb sich den Po und sagte betont keck: »Meine hinteren Backen sind zweifellos gerötet, Signore Mondroli. Allerdings dürfte das wohl darauf zurückzuführen sein, dass sie von der letzten Sitzung noch taub sind.«

Diesmal stieß der Maler einen Laut aus, der einem Kichern ähnelte, was ihn ebenso zu erschrecken schien wie Jordan. Vor lauter Belustigung verzerrte er sein Gesicht auf höchst grässliche Weise. Augen, Nase und Mund traten in merkwürdige Winkel zueinander, und seine Pferde Zähne wurden grotesk entblößt. Alles in allem bot er einen derart

abstoßenden Anblick, dass Jordan sich vornahm, nie wieder in seiner Gegenwart zu scherzen.

Sie blickte zu den Zeichnungen, die er entlang der Bühnenwände aufgereiht hatte und von denen jede sie aus einer anderen Perspektive zeigte.

Auf keiner von ihnen jedoch waren ihr schimmerndes, schulterlanges schwarzes Haar, ihr trotzig gerecktes Kinn oder ihre klugen dunklen Augen zu sehen, die durch die Maske schauten.

»Sie sind gut«, lobte sie aufrichtig, denn sie waren es wirklich. »Bemerkenswert besser als die des Künstlers, den Salerno vergangenes Jahr engagierte.«

Wie zahlreiche Sprösslinge wohlhabender venezianischer Familien auch hatte Jordan für mehr als ein Porträt Modell gegessen. Genau genommen wurden solange sie lebte jährlich, jeweils am fünfzehnten September, eine ganze Reihe Skizzen von ihr angefertigt.

Doch im Gegensatz zu den Porträts anderer vermögender junger Venezianer würden Jordans niemals im Haus ihrer Familie hängen – oder in einem Museum. Noch weniger würden sie auf den kleinen venezianischen Marktplätzen verkauft, auf denen die Künstler ihre Werke feilboten.

Jordans Mutter bekäme die Zeichnungen nie zu sehen, für die zu posieren sie Jordan zwang. Sie erlaubte Jordan nicht einmal, über das zu sprechen, was heute oder bei den vorherigen Modellsitzungen geschah. Ihre Mutter zog es vor, alles, was hier in diesem Theater stattfand, geflissentlich zu ignorieren. Dieser Luxus war Jordan nicht vergönnt.

Hätte ihre Mutter gefragt, hätte Jordan ihr sagen können, dass Salerno Jahr um Jahr einen Künstler damit beauftragte,

sie genauestens abzubilden, damit selbst die kleinsten Veränderungen ihres Körpers auf Leinwand festgehalten wurden. In den kommenden Monaten würde er mit den Zeichnungen durch andere Vortragssäle in anderen Städten reisen. Der Erfolg seines Geschäftes beruhte einzig und allein auf seinem exklusiven Zugang zu der berüchtigten Kreatur, die er jeden September vor Publikum ausstellte: Jordan.

Denn seit Jordan denken konnte, lautete die Anweisung ihrer Mutter, dass Jordans Geburtstag Salerno gehörte. Jede Widerrede war zwecklos, weil es ihm hoch und heilig am Tag von Jordans Geburt versprochen worden war. Im Gegenzug schwor er, Stillschweigen über das unappetitliche Familiengeheimnis zu wahren, das einzig er und Jordans Mutter kannten. Sollte es öffentlich werden, wären aller drei sorgsam aufgebaute Existenzen mit einem Schlag vernichtet.

»Bah, wer die Zeichnungen fertigte, war inkompetent«, schimpfte der Künstler und riss Jordan damit jäh aus ihren Gedanken. Als sie sich umdrehte, bewunderte er seine eigenen Werke. »Ich lernte bei einem Meister, bevor die Franzosen kamen. Ich genoss die Protektion der vornehmsten Familie in Venedig und darüber hinaus.«

»Das erwähntet Ihr bereits.«

Er schnalzte mit der Zunge und schüttelte den Kopf. »Leider ist Venedig dieser Tage arm. Die Patrizierfamilien verkaufen ihre Bilder, geben keine neuen in Auftrag. So bin ich genötigt, die Arbeit anzunehmen, die ich finden kann. Als Signore Salerno mir anbot, mich zu ...«

Er verstummte abrupt, als entfernte Stimmen zu ihnen drangen. Beide wandten sofort ihre Köpfe zum Vorhang

und lauschten dem, was bisher nur ein unverständliches Murmeln weit hinten im Theatersaal war.

Die Stimmen und die sie begleitenden Schritte wurden lauter.

Jordans Augen weiteten sich. »Sie kommen!«, flüsterte sie.

»Fretta! Affrettarsi! Auf den Tisch!«, befahl Mondroli leise und fuchtelte mit seinen Händen. »Ich muss noch eine Zeichnung machen.«

Jordan beachtete ihn gar nicht, sondern ging zu den Samtvorhängen, welche die kleine Bühne, auf der sie sich mit dem Künstler befand, vor dem Rest des schwach beleuchteten Theaters abschirmten. Dort weitete sie den Spalt zwischen den beiden Vorhängen und linste mit einem Auge hinaus.

Als Erstes erblickte sie Salerno, der in seinem weißen Arztmantel durch den Zuschauerraum schritt und ausgesprochen wichtig tat. Der Kittel war bloße Aufschneiderei, denn heute würde es keine Operation geben, lediglich Rede. »Eine medizinische Untersuchung« waren die Worte, die er auf den Ankündigungen verwandte, welche Salerno bei Badern, in den Hospitälern und vergleichbaren Einrichtungen ausgehängt hatte, um für seinen heutigen Vortrag zu werben. Und sie erfüllten ihren Zweck, denn gelehrte Männer der Wissenschaft und Medizin strömten regelmäßig herbei, um Jordan anzusehen – wie die Schmeißfliegen, die sich auf Aas stürzten.

Seine Rockschöße flatterten, als er durch den Mittelgang des Theaters stolzierte. Seit Jordan ihn im letzten Jahr gesehen hatte, war sein Haar dünner geworden. Die verbliebenen dunklen Strähnen waren mit Hilfe von Haaröl nach

hinten gestrichen, so dass sie nassem Rabengefieder gleich an seinem Schädel klebten.

Eine v-förmige Traube Heilskundiger folgte ihm wie ein Gänseschwarm zum herbstlichen Zug im September.

Salernos scharfer Blick richtete sich auf den Vorhang. Könnte er bemerkt haben, dass sie ihn beobachtete? Seine kleinen Augen glichen kalten schwarzen Löchern, bar jeden Mitgefühls.

Rasch zog Jordan ihren Kopf zurück und hielt die Vorhänge zusammen.

»Per favore – auf den Tisch!«, drängelte der Künstler.

Vorsichtig faltete sie die Vorhangränder übereinander, als könnte sie Salerno damit aus ihrem Leben aussperren. Wäre es doch nur so einfach!

Dann drehte sie sich seufzend zu Mondroli um. »Wie wollen Sie mich jetzt?«

»Auf dem Rücken liegend, auf dem Tisch, bitte.« Er breitete den viereckigen Seidenüberwurf, der zuvor über dem Stuhl drapiert gewesen war, auf dem Tisch aus. »Signore Salerno verlangt eine Serie in exakt denselben Positionen wie auf den vorherigen Bildern von Euch. Das Einzige, das noch fehlt, ist ...«

Er blätterte durch die Zeichnungen des letzten Jahres, zückte eine Leinwand hervor und stellte sie auf eine zweite Staffelei unweit des Tisches. »Dieses.«

Das Porträt zeigte nur eine Teilansicht, wie Jordan feststellte. Was gut war, denn es bedeutete, dass sie ihr Hemd wieder anziehen konnte. Als sie sich danach umsah, fiel ihr ein, dass Salerno all ihre Kleidung mit sich genommen hatte, als er sie morgens mit Mondroli allein ließ.

An einem Wandhaken in der Ecke hing ein Umhang. Diesen holte Jordan sich und hängte ihn sich über die Schultern, während sie zum Tisch ging. Er war warm und elegant. Keine Löcher oder Risse entstellten den edlen Samt oder das kostbare Seidenfutter. Der Umhang gehörte Salerno.

Jordan stemmte sich auf den Tisch und rutschte ein Stück nach hinten. Auf dem Rücken liegend, zog sie den Umhang fester um ihre Schultern und Brüste. Auf der Zeichnung wäre er nicht zu sehen.

Sie hörte die Stuhlbeine über die Dielen schaben, als der Künstler sich zu ihr bewegte, und winkelte ihre gespreizten Knie genau so an, wie sie es für die Skizze im letzten Jahr hatte machen müssen. Mondroli hockte sich wie eine Hebamme vor sie, seinen Skizzenblock zwischen ihren Füßen auf dem Tisch.

»Si, so ist es richtig.« Er sah kurz zu dem anderen Porträt. »Und spreizt Eure, ähm ...«

»Labia majora und minora«, half Jordan ihm, während sie zwischen ihre Beine griff. Im Laufe der Jahre hatte sie alle medizinischen Bezeichnungen für ihre Körperteile von Salerno und den anderen gelernt, die kamen, um sie zu untersuchen.

Mondroli skizzierte bereits die Umrisse. Am Ende würde sein Bild eine Nahaufnahme ihrer Genitalien zeigen. Folglich ließ er die obere Hälfte ihres Körpers weg, so dass ihre angewinkelten Schenkel und ihr Unterleib ein großes M auf seinem Blatt formten.

Mit zwei Fingern schob Jordan ihre Schamlippen auseinander. Sie waren rund und voll – so ungewöhnlich voll, dass Jordan beim Aufstehen jedes Mal spürte, wie sie von ihrem

eigenen Gewicht nach unten gezogen wurden. Sie blickte zu der Zeichnung vom letzten Jahr. Es handelte sich um eine akkurate, detaillierte Darstellung, auf der ihre Schamlippen sehr viel dünner und weiblicher wirkten. Warum waren sie seither fühlbar angeschwollen? Was auch der Grund sein mochte, es bereitete ihr Sorge.

Mondroli räusperte sich, bewegte zwei Finger auf und ab, die auf ihre Scham wiesen, und erklärte: »Ihr, ähm, Ding ist im Weg.«

Mit der anderen Hand griff Jordan nach unten und richtete jenen Teil von sich, der ihr Leben so entsetzlich verkomplizierte: den maskulinen Schaft, der an der Stelle aus ihrem Körper wuchs, wo bei jeder anderen Frau eine Klitoris war.

Sie legte ihn auf ihren Venushügel, worauf die Spitze zu ihrem Nabel wies, genau wie auf der anderen Zeichnung. Dieser Auswuchs, der viel zu groß für eine Frau und ziemlich klein für einen Mann war, verdammte sie, auf immer zwischen beiden Geschlechtern zu stehen, weder zu dem einen noch zu dem anderen zu gehören. Nicht ganz ein Mann, nicht ganz eine Frau.

Dennoch war bei ihrer Geburt eine Geschlechtswahl für sie getroffen worden. Ihre Mutter und Salerno waren übereingekommen, den Auswuchs als Phallus zu werten und zu bestimmen, dass Jordan ihr Leben als Mann führen sollte. In letzter Zeit wuchs Jordans Furcht, dass die Wahl der beiden sich als richtig erweisen könnte.

Seit ihre Schamlippen vor zehn Monaten begonnen hatten, dicker zu werden, bereitete ihr Phallus ihr Kummer. Jordan wachte häufig mitten in der Nacht auf und bemerkte,

dass er angeschwollen war und pulsierte. Noch dazu suchten sie seither diese seltsamen Träume heim.

»Geschätzte Kollegen!«, dröhnte Salernos Stimme hinter dem Vorhang durch das Theater.

Jordan und der Künstler zuckten gleichzeitig zusammen. Und sie riss ihre Hand aus ihrer Scham zurück, als wäre sie bei etwas Sündigem ertappt worden.

»Heute werden Sie ein wahres Wunder zu sehen bekommen«, verkündete Salerno. »Eines, für das Ihre Reise zu unserem medizinischen Diskurs sich gelohnt haben wird. Denn hinter diesem Vorhang habe ich zum Zwecke medizinischer Studien ein ...« Hier legte er eine Pause ein, um den dramatischen Effekt zu steigern. »... ein Wesen von einer Beschaffenheit, wie Sie es nie zuvor gesehen haben noch in Zukunft sehen dürften. Manch einer würde bei solch einem Geschöpf von einer Monstrosität, einer Missgeburt sprechen ...«

Er redete weiter, aber Jordan hörte ihm nicht mehr zu. Sie kannte das alles schon. »Könnte er doch bloß zusammengewachsene Zwillinge und eine Ziege mit zwei Köpfen finden, dann hätte er seinen eigenen Jahrmarktswagen beisammen!«, murmelte sie.

Der Maler ignorierte sie, weil er ganz damit befasst war, seine Skizze fertigzubekommen. Seine Hand bewegte sich in Windeseile über das Blatt, und seine Striche wurden immer schneller, da ihm keine Zeit mehr blieb.

Jordan schaute ihm zu, wie er zwischen ihren Beinen arbeitete, und wünschte, er würde langsamer machen. Ihr graute vor der Untersuchung, die dieser Porträtsitzung folgte. Zugleich aber sehnte sie sich auch nach einer Erklärung für

die Veränderungen, die ihr Körper im letzten Jahr durchgemacht hatte. Und diese wiederum konnten ihr Salerno und seine Anhänger aus der Medizin zweifellos geben.

Salernos Stimme wurde lauter, was vor allem ihr als Signal galt, dass die Enthüllung unmittelbar bevorstand.

Jordan ließ den Umhang fallen, stützte sich splitternackt auf beide Ellbogen auf und harrte der Dinge, die da kommen würden.

»Meine Herren! Darf ich vorstellen ...«

Die Vorhänge bewegten sich ein wenig, als Jordans Peiniger die Schnur mit der Troddel packte, und der schwere Samt wurde mit einem kräftigen Schwung auseinandergezogen, ehe Salerno mit unüberhörbarem Stolz den Satz vollendete:

»... der Hermaphrodit!«

*A*tschi! Hatschi! Haaaatschi!
 Lord Raine Satyr, der Zweitgeborene der drei wohlhabenden und begehrten Herren von Satyr, nieste dreimal hintereinander. Tauben flatterten gurrend um ihn herum auf, als er die weitläufige Piazza San Marco in Richtung jener Straßen überquerte, die ihn zu den Vortragssälen führten. Dort wurde heute ein Symposium abgehalten, das er besuchen wollte.

Hinter ihm hieben ein Paar Bronzefiguren mit ihren Hämmern auf die große Glocke oben im Campanile ein.

Fünf Uhr. Das konnte doch nicht sein! Er zog seine Taschenuhr hervor. Doch, so war es.

Bei allen sieben Teufeln, er verspätete sich! Der Nachmittagsvortrag über die traubenvernichtende Reblaus namens Phylloxera hätte bis zu seiner Ankunft bereits begonnen. Raine konnte es nicht leiden, unpünktlich zu sein. Auch diese Kälte konnte er nicht leiden. Vor allem aber konnte er Venedig momentan ganz und gar nicht leiden.

Da er nicht wusste, wie lange sein Vorhaben ihn in Venedig festhielte, und da er auf keinen Fall mehr Zeit als nötig in der Stadt verbringen wollte, hatte er sich Zimmer südöstlich

von Venedig auf der Insel Lido genommen. Das Palazzo-Hotel, in dem er wohnte, hatte einst einer reichen Familie gehört; doch die Zeiten waren hart, und so waren die Bewohner aufgrund der hohen Steuern gezwungen gewesen, aus ihrem Palazzo auszuziehen. Gleich nach dem Abzug der Franzosen waren Österreicher gekommen, hatten das herrschaftliche Haus gekauft und vermieteten die Räume nun an Besucher, die sich solch luxuriöse Unterkünfte leisten konnten.

Raine hatte vor einer guten Stunde eine private Gondel genommen, die ihn über die Lagune nach Venedig brachte. Allerdings war der Bootsverkehr auf dem Canale Grande, der Hauptader der Stadt, außergewöhnlich dicht gewesen, weil es irgendeinen Unfall gegeben hatte. Deshalb musste Raine bei San Marco aussteigen und zu Fuß weitergehen, entlang des Riva del Vin jenseits der Rialto-Brücke. Nach dem Vortrag würde ihn die Gondel am verabredeten Treffpunkt nahe der Brücke am südöstlichen Ufer erwarten.

Obgleich er den Blick entschlossen geradeaus richtete, konnte Raine sich der vertrauten Geräusche um ihn herum nicht erwehren. Vipern gleich lauerten Erinnerungen überall in dieser Stadt, die nur auf ihre Chance warteten, zuzuschlagen. Sie kreisten ihn ein und beschworen herauf, was er lieber vergessen würde.

Er war in Venedig geboren und hier ihm Schoße einer wohl-situierten Reederfamilie aufgewachsen. Als Erbe des Altore-Vermögens hatte er eine hervorragende Schulbildung genossen, und man erwartete von ihm, seinen Vater eines Tages an der Spitze der Altore-Reederei abzulösen.

Im zarten Alter von dreizehn Jahren jedoch hatte sein Le-

ben an einem einzigen Nachmittag eine dramatische Wende genommen: an jenem Tag, an dem seine Mutter ein langge-
hütetes Geheimnis enthüllt und ihm eröffnet hatte, dass er
nicht der Sohn des Mannes wäre, den er dreizehn Jahre lang
Vater genannt hatte. Stattdessen war er der illegitime Spross
des berühmten Lord Marcus Satyr, dessen zügelloses Trei-
ben seinerzeit in ganz Italien als skandalös gegolten hatte.

Binnen Stunden war Raine aus seinem Vaterhaus ver-
bannt worden, um fortan auf dem Gut Satyr in der Toska-
na zu leben. Dort war er unter der Obhut seines leiblichen
Vaters groß geworden und hatte gelernt, was es bedeutete,
Satyrblut in sich zu tragen.

In seiner typisch unverblühten Art hatte Lord Satyr ihm
kurz nach seiner Ankunft erklärt, dass er nicht vollkommen
menschlich wäre, sondern ein Halbblut, in dessen Adern so-
wohl das Blut der Erdenwelt wie jenes der Anderwelt floss.
Und er hatte erfahren, dass er zwei Halbbrüder hatte – Ni-
cholas, der älter war als Raine, und den jüngeren Lyon. Sie
drei bildeten die Erben einer Dynastie, die weit einflussrei-
cher und unentbehrlicher für das Überleben beider Welten
waren, als Raine es sich je hätte ausmalen können.

Seit jenem schrecklichen Tag vor nunmehr vierzehn
Jahren hatte Raine weder Venedig noch irgendein Mit-
glied der Altore-Familie wiedergesehen. Er beschleunigte
seine Schritte, um den Erinnerungen davonzueilen, denen
er ungern nachhing, und bog in eine Gasse ein, die kaum
breit genug war, dass zwei Männer aneinander vorbeigehen
konnten.

Hatschi! Verflucht war diese chaotische, ungezieferver-
pestete Stadt! Nachdem Napoleon hinausgejagt worden

war, befand sie sich in einem erbärmlichen Zustand von Zerfall und Armut, an dem die gegenwärtigen österreichischen Herrscher keine Schuld traf. Überall traf man auf die Armen, die schnieften und kröchten. Gestern hatte Raine sich etwas von dem eingefangen, was sie verbreiteten, als er ein kleines Geschenk für seine Schwägerin Jane bei einem jungen Burschen auf der Piazza kaufte. In seiner Manteltasche befiengerte er das Bänderknäuel. Der in Lumpen gekleidete Junge, dem er es abgekauft hatte, hatte an der Anlegestelle vor Raines Hotel gebettelt.

König Feydons auf seinem Sterbebett geäußelter Wunsch hatte Raine hergeführt. Er hatte nicht herkommen wollen und ärgerte sich über die ihm auferlegte Pflicht, eine der Halbfeentöchter des sterbenden Königs ausfindig zu machen und zu ehelichen. Auf dem Satyr-Anwesen in der Toskana waren sie gerade bei der Weinlese und hatten folglich alle Hände voll zu tun. Aber gemäß Feydon – dem noch nie zu trauen gewesen war – befanden sich seine Töchter in irgendeiner Gefahr, weshalb die Suche nach ihnen keinen Aufschub duldete. Raines älterer Bruder Nick hatte die erste der Töchter, Jane, binnen Wochen in einem der Vororte Roms gefunden. Wie sich herausstellte, hatte sie fürwahr in Gefahr geschwebt; doch inzwischen war sie sicher auf dem Anwesen und glücklich mit seinem Bruder verheiratet.

Womit Raine die Aufgabe zufiel, die zweite von Feydons Töchtern aufzuspüren. Zweimal war er zu diesem Zweck schon in Paris gewesen, bis er letztlich zu dem Schluss gelangte, dass es ihm womöglich nicht bestimmt war, die Tochter in Paris zu finden. Also blieb ihm diejenige, die in Venedig lebte. Es sah Feydon ähnlich, Raine einen solch üb-

len Streich zu spielen: Ihn in diese Stadt zu schicken, die so viele schmerzliche Erinnerungen barg.

Raine bog um eine Ecke, und sein Mantel wehte in der Brise auf, die vom Kanal kam. Endlich! Er schritt über die Rialto-Brücke und an den Geschäften vorbei. Vorn auf der anderen Seite wurde gerade ein Kahn mit Wein am Riva del Vin entladen.

Die Gerüche von Meer und Seide, Holz, Kerzenwachs, Parfum und Brot aus den Läden konnte er nicht wahrnehmen, und ohne seinen Geruchssinn fühlte er sich seltsam von der Welt um ihn herum abgeschnitten.

»Sind Sie hier, um den Vortrag zu hören, Signore?«, fragte eine näselnde Stimme hinter ihm.

Zwölf Höllen! Raine drehte sich blitzschnell zu dem Mann um, der ihn angesprochen hatte. Dass er sich unmerklich an ihn heranschleichen konnte, war äußerst beunruhigend. Für gewöhnlich entging Raines feiner Nase nichts und niemand. Doppelt verflucht sei seine Erkältung!

»Erinnert Ihr Euch nicht an mich?«, erkundigte der Mann sich, der sich ihm von hinten genähert hatte.

Nun, da er ihn musterte, stellte Raine fest, dass er ihm bekannt vorkam. Der Gewandung nach musste es sich um einen Mann der Kirche handeln. Er trug ein violettes Zucchetto, das Scheitelkappchen in der Farbe des Bischofs, sowie eine Alba, jene lange Robe, die in der Mitte seines kartoffelförmigen Leibs geschnürt war. Obwohl seine Figur nicht minder klobig von Figur war als die des grobschlächtesten Hafenarbeiters, haftete ihm etwas mädchenhaft Weinerliches an, das nicht recht zu seinen breiten Schultern passen wollte.

Der Mann stellte sich ihm als Bischof vor, wobei er alle zehn frisch manikürten Finger auf seiner Brust spreizte, um seine Wichtigkeit hervorzuheben. Seine blasse, ungesunde Gesichtsfarbe ließ die eng zusammenstehenden braunen Augen noch dunkler und vor allem verschlagen wirken, weil sein Lächeln sie überhaupt nicht berührte.

»Ich diene in der Kirche Santa Maria Del Gorla«, erklärte er, »keine fünfzig Meilen von Eurem Anwesen entfernt. Wir sind uns letzten Herbst auf der Festa della vendemmia beggnet, der Feier zur Weinlese.«

Raine nieste. Und weil er diese Antwort für ausreichend hielt, wandte er sich um und ging weiter. Der Mann jedoch lief ihm nach, eilte an seine Seite und bemühte sich, mit Raine Schritt zu halten.

»Wie Ihr vielleicht wisst, bin ich für die Messweine verantwortlich. Ich gehe davon aus, meine Weine wie immer im nächsten Monat zum Weinlesefest mitzubringen. Entsinnt Ihr Euch zufällig an die Weine, die ich im vorigen Jahr vorstellte? Selbstverständlich handelt es sich nur um bescheidene Versuche, die sich geradezu nichtig ausnehmen, denkt man an die herausragenden Weine, welche Ihr und Eure Brüder auf dem Satyr-Weingut keltert. Ach! Ein göttlicher Trank!«

Raine wusste nie etwas mit oberflächlichen Schmeicheleien anzufangen, deshalb erwiderte er nichts. Für gewöhnlich überließ er Nettigkeiten wie die gepflegte Konversation Nick und Lyon. Ohne seine Brüder, die ihm beisprangen, war er hilflos der Gnade dieses Mannes wie auch jedes anderen ausgeliefert, der sinnlere Gespräche mit ihm führen wollte.

Zum Glück – oder wohl eher: leider – schien der Bischof durchaus willens, die Unterhaltung allein zu bestreiten. »Ich vermute, Ihr seid wegen des Vortrags hier? Natürlich. Warum sonst? Ich begleite Euch, denn ich bin aus demselben Grunde gekommen. Nicht dass die Phylloxera meine Weine befallen hat, nein, nein, nichts dergleichen! Ich versichere Euch, meine Trauben wachsen, gedeihen und sind bereit für die Lese.«

Er holte sehr schnell Atem und fuhr fort: »Was für ein Zufall, dass zwei Herren aus derselben Region der Toskana am selben Nachmittag zum selben Vortrag nach Venedig kommen! Wir hätten gemeinsam herreisen sollen, um uns auf der Fahrt die Zeit mit angenehmer Unterhaltung zu vertreiben. Wollen wir die Rückreise zusammen antreten?«

Raine erschauerte bei dem Gedanken, mit diesem unentwegt plappernden Mann zu reisen. Zudem hatte der Bischof eine enervierende Art, ihn zu mustern – als wäre er am Verhungern und Raine ein besonders köstlicher Crostoli-Krapfen.

In seiner Ratlosigkeit machte Raine noch größere Schritte und ließ die Brücke hinter sich. Der Bischof, der solchen Andeutungen gegenüber gänzlich taub zu sein schien, lüpfte kurzerhand seine Robe und verfiel in einen Laufschrift. Er wollte Raine partout nicht von der Seite weichen. Wie ein lästiges Insekt, dachte Raine.

Zu seiner Erleichterung sah er bereits die schweren mit Schnitzereien verzierten Türen des Vortragsgebäudes ein Stück weiter vorn.

»Der Vortrag?«, fragte er den ersten Bediensteten, dem er im Gebäude begegnete.

»Si, Signore. Er findet oben im Theater statt, die Treppe hinauf und gleich rechts«, antwortete der ältere Mann und zeigte nach oben. »Oder war es links? Wir haben heute mehrere Vorträge. Ich rufe jemanden, der Euch hinbringt.«

»Nicht nötig. Ich finde es schon«, erwiderte Raine.

»Si! Si! Signore Satyr und ich finden uns schon zurecht«, bestätigte der Bischof und schubste den Mann beiseite.

Raine stieg hastig die Treppe hinauf, zwei Stufen auf einmal nehmend. Der Bischof folgte ihm affektiert hüpfend. »Gehe ich recht in der Annahme, dass Ihr bald in die Toskana zurückkehrt? Ihr wollt doch gewiss beizeiten dort sein, um Euch für das Vendemmia-Fest zu melden, nicht wahr?«

»Ja, das hoffe ich«, erwiderte Raine wahrheitsgemäß. Sein Zuhause im Castello di Greystone auf dem Satyr-Anwesen war genau der Ort, an dem er jetzt sein sollte, um bei der Traubenlese mitzuarbeiten und beim Abstich und Mischen der fermentierten Trauben dabei zu sein, die bereits in vorherigen Jahren geerntet worden waren. Seine Arbeit war sein Leben, und er fühlte sich unwohl, wenn er ihr nicht nachgehen konnte.

Insofern stellte es eine glückliche Fügung dar, dass er zufällig auf der Suche nach Feydons Tochter in Venedig weilte, als dieser Vortrag gehalten wurde. Die Phylloxera bereitete ihm und seinen Brüdern große Sorge. Jedes Gegenmittel musste geprüft und erprobt werden. Und doch fürchtete Raine, dass der Ursprung der Reblaus sich als nicht von dieser Welt erweisen könnte.

Tief im Herzen des Satyr-Weinguts stand ein Geheimnis, das seit langem von Raines Familie bewacht wurde: eine Öffnung, die den einzigen Verbindungspunkt zwischen der

Erdenwelt und einer anderen, den Menschen unbekanntem Welt darstellte. Die Anderwelt war die Heimat von Kreaturen, die in längst vergangener Zeit von Göttern gezeugt worden waren.

Umhüllt von Dunst und Dickicht lag der felsige Eingang des Portals verborgen hinter einem Tor, das von drei knorrigem Bäumen gebildet wurde – der Eiche, der Esche und dem Weißdorn aus der Feenüberlieferung.

Falls die Phylloxera nichtirdischen Ursprungs sein sollte, hieß das, dass die böseren Wesen der Anderwelt es irgendwie geschafft hatten, diese Welt zu infiltrieren. Und sollte Raine nicht entdecken, mit welchen Mitteln ihnen das gelungen war, würde die Plage gewiss auch das Satyr-Land befallen. Die Folgen wären verheerend.

Es stand nämlich geschrieben, dass, wenn die Weine der Satyre fielen, auch die Pforte fiel. Und sollte dies geschehen, würde die Anderwelt in die Erdenwelt stürmen und sie verwüsten.

Bis Raine den ersten Stock erreichte, lag der schnaufende, keuchende Bischof eine halbe Treppe zurück. Raine öffnete gleich die erste Tür und trat ein, den Bischof wieder dicht auf den Fersen. Beide blieben abrupt stehen, als sie sahen, was sie hier erwartete.

Am anderen Ende des schwach beleuchteten Theaters stand ein Mann in einem weißen Arztmantel vor einem samtigen Bühnenvorhang. Eine Atmosphäre gespannter Erwartung lag in der Luft, und im Zuschauerraum drängte sich das neugierige Publikum, das größtenteils aus Männern bestand. Der weißgewandete Mann riss am Kordelzug, und der Vorhang schwang auf. Zwei Gestalten befanden sich auf

der Bühne dahinter. Nun schwenkte der Mann seinen Arm und verkündete mit donnernder Stimme:

»Meine Herren! Darf ich vorstellen ... der Hermaphrodit!«